

Judith Gruber-Rizy  
Eines Tages verschwand Karola

Roman

VERLAG  
WORTREICH

Eines Tages verschwand Karola. Es geschah völlig unerwartet, aus heiterem Himmel, nie hätte ich mir vorstellen können, dass ausgerechnet eine Frau wie Karola einfach verschwinden könnte. Etwas so Spektakuläres schien mir gerade bei ihr vollkommen unmöglich zu sein. Aber Tatsache ist, dass Karola eines Tages verschwand. Ihr Verschwinden brachte zuerst noch keine Unordnung in mein Leben, es beschäftigte mich natürlich, aber es änderte vorerst nichts für mich. Erst als ich meiner Freundin Antigone davon erzählte, setzte ich damit etwas in Gang, das mein Leben von Grund auf verändern sollte.

Mit Julius war darüber nicht zu reden gewesen. »Na so etwas«, hatte Julius gesagt und sich wieder seinem Buch zugewandt, als ich versucht hatte, ihm vom Verschwinden Karolas zu erzählen. Aber so war Julius eben, in Wahrheit völlig desinteressiert an allem, was mich betraf. Wäre Karola seine Bekannte gewesen, hätte er von mir erwartet, dass ich stundenlang mit ihm über ihr Verschwinden gerätselt hätte. Weil Karola jedoch meine Bekannte war, interessierte ihn ihr Verschwinden nicht.

Damit, dass sich Antigone, meine Freundin seit Kindertagen, schließlich auf die Suche nach Karola begeben würde, hatte ich jedoch auch nicht gerechnet. Aber genau so kam es und je mehr Antigone über Karola in Erfahrung brachte, desto größer wurde nicht nur mein Erstaunen über Karola, sondern auch die Distanz zwischen mir und Antigone.

Das versuche ich heute, fünfundzwanzig Jahre später, meiner Freundin Anne zu erklären. Vermutlich habe ich mich mit Anne nur deshalb so leicht angefreundet, weil sie mich an Antigone erinnert hat, an die Antigone unserer Jugend, nicht an die Antigone, die sich auf die Suche nach Karola gemacht hat. Und wahrscheinlich habe ich Anne gerade deshalb erst so spät von Antigone und Karola erzählt.

Tatsache ist nicht nur, dass Karola eines Tages verschwand, Tatsache ist auch, dass ich letztlich diesem Verschwinden Karolas und Antigones Suche nach ihr mein heutiges Leben, so wie ich es lebe, verdanke.

»Wäre Karola nicht verschwunden«, sage ich zu Anne, während wir in der kalten Osterwoche am berühmten Muschelstrand von San Sebastián spazieren gehen, »würde ich vielleicht noch immer mit Julius zusammenleben, wir würden ständig streiten, aber die Wochenenden und den Sommer könnte ich noch in dem hübschen Wochenendhaus seiner Eltern verbringen. Denn weißt du«, sage ich zu Anne, »wenn mir wirklich etwas fehlt aus dieser Zeit mit Julius, dann ist es dieses Wochenendhaus.« Dazu lacht Anne, aber sie weiß natürlich längst, dass es tatsächlich dieses Haus war, das mir die Trennung von Julius so schwer gemacht hat.

Dass dieses Wochenendhaus auch mit schuld daran war, dass Antigone die Suche nach Karola aufnahm, erfuhr Anne erst in San Sebastián.

Die Osterwoche in Bilbao zu verbringen war meine Idee gewesen, und Anne war davon sofort begeistert. Wir hatten uns auf frühlingshaftes Wetter eingestellt, aber es ist kalt, windig und regnet häufig. Wir bummeln frierend durch die Altstadt, spazieren am Ría de Bilbao entlang, gehen über die schön geschwungene Brücke von Calatrava, besuchen selbstverständlich gleich mehrmals das Guggenheim-Museum, und an den Abenden gehen wir in die Altstadt, um uns die Osterprozessionen anzusehen. Sie erschrecken uns, weil sie wie die Bilder der Inquisition von Francisco Goya auf uns wirken.

Die Menschen in groben Kutten mit den spitzen, hohen Hüten auf dem Kopf, deren herabhängender Stoff das Gesicht verbirgt, nur für die Augen kleine Schlitze, manche von ihnen trotz der eisigen Temperaturen barfuß, andere mit nackten Füßen in groben Sandalen. Es erscheint uns mittelalterlich, und wir fühlen uns im modernen Bau des Guggenheim-Museums deutlich wohler.

Anne schlug vor, für einen Tag nach San Sebastián zu fahren. Und so sitzen wir schließlich in einem Autobus und fahren bei leichtem Regen über die Berge Richtung Meer. Ich genieße den Blick hinaus in die Regenlandschaft, ein altvertrautes, wohliges Gefühl überkommt mich, während ich Anne zuhöre, die mir aus einem Buch über die Besonderheiten der baskischen Sprache vorliest.

Und aus diesem wohligen Gefühl heraus ist da plötzlich die geradezu körperliche Erinnerung an die Autofahrt mit Antigone ins Wochenendhaus der Eltern von Julius, auf der ich ihr vom Verschwinden Karolas erzählt hatte. Auch damals hatte es geregnet, auch damals hatte ich den Blick auf eine hügelige Regenlandschaft genossen, auch damals war dieses wohlige Gefühl in mir gewesen, die angenehme Wärme im Auto, die Vorfreude auf einen angenehmen Tag, die Geborgenheit, neben einer guten Freundin zu sitzen.

»Vor vielen Jahren ist eine Bekannte von mir einfach verschwunden«, sage ich zu Anne, die aufgehört hat, mir vorzulesen, und ebenfalls auf die grünen Hügel schaut.

»Was heißt *einfach verschwunden*?«, fragt Anne.

»Sie war plötzlich weg und keiner wusste, was passiert war«, antworte ich. Und ganz ähnlich wie ich damals, vor einem Vierteljahrhundert, meiner Freundin Antigone während der Autofahrt von Karola erzählt hatte, beginne ich nun im Bus nach San Sebastián meiner Freundin Anne zu erzählen.

Von Karola zu erzählen, bedeutet für mich, in mein früheres Leben eintauchen zu müssen, und das fällt mir schwer. Denn die junge Frau, die ich damals war, ist mir heute ganz und gar fremd. Ich sah damals nicht nur anders aus, ich war anders. Und vor allem, so denke ich heute, war ich damals viel weniger ich selbst als heute. So war es nicht nur Karolas Verschwinden, das mich dazu brachte, mein Leben zu ändern, es war auch dieses lange zurückgedrängte Gefühl, nicht

wirklich ich selbst zu sein, das mir damals bewusst wurde und mich letztlich dazu bewog, ein anderes Leben zu beginnen. Ich habe diesen Schritt nie bereut, im Gegenteil, ich stelle mir oft vor, wie es gewesen wäre, hätte ich mich früher dazu entschließen können. Aber solche Überlegungen sind müßig.

Vor Kurzem habe ich mir eines Abends Fotos aus der Zeit vor Karolas Verschwinden herausgesucht und lange betrachtet. Ich, im Garten des Wochenendhauses beim Rasenmähen oder ein Buch lesend im Liegestuhl, ich in Griechenland vor einem antiken Tempel und dann am Strand, ich in der frühlinghaften Toskana, ich vor den Uffizien in Florenz. Ich – das war eine aus meiner heutigen Sicht zierliche, junge Frau mit frechem Kurzhaarschnitt, riesiger Brille, schlank, ja mager und zerbrechlich, dennoch wenig mädchenhaft, vielmehr burschikos, immer fürs Foto aufgesetzt lächelnd und doch mit sehr ernstem Gesichtsausdruck. Das bin ich, musste ich mir an diesem Abend sagen, denn diese junge Frau auf den Fotos war mir so fremd, dass ich mich nicht mehr in sie hinein fühlen konnte. Ich konnte mich nur mehr aus dem Blickwinkel des Fotografen sehen.

Bis ich dieses Foto von einem Sommerurlaub auf einer griechischen Insel in der Hand hielt. Ich, als die magere, junge Frau auf einem Hügel, vor mir ein riesiger, grüner Olivenhain, der sich hinabzieht bis zum blitzblauen Meer, auf dem weit draußen ein großes, strahlend weißes Schiff zu sehen ist. Und plötzlich konnte ich mich wieder hinein fühlen in diese Frau, ja, ich erinnerte mich ganz genau an die

Gedanken, die mir damals durch den Kopf gegangen waren, als mich Julius dort fotografiert hatte. Wie wunderschön der Anblick der Olivenbäume, des Meeres, des Schiffes ist, dachte ich damals, aber dass irgendetwas fehlte, irgendetwas nicht stimmte, sodass ich diesen wunderbaren Ausblick nicht wirklich genießen konnte. Irgendetwas, dachte ich damals, müsste anders sein, damit es wirklich schön sein könnte. Nicht Julius, sondern jemand anderer müsste hier neben mir auf dem Hügel sitzen, dachte ich. Heute weiß ich, dass ein anderer Mann an meinem Zweifel nichts geändert hätte. Ich musste mich verändern, darum ging es.

Und ich habe mich verändert. Wenn ich heute irgendwo vor einer wunderbaren Aussicht, einem wunderschönen Anblick stehe, dann kann ich das genießen, einfach so, ohne mir ständig zu denken, es wäre ja schön, wenn dies oder jenes anders wäre. Dabei ist es beinahe nebensächlich, wer in diesem Moment neben mir steht und den Anblick mit mir teilt. Es geht um meine Sichtweise, und die hat sich vollkommen verändert.

»Stell dir vor, eine Bekannte von mir ist einfach verschwunden«, sagte ich damals, vor fünfundzwanzig Jahren, an diesem regnerischen Freitagnachmittag, als wir mit dem Auto zum Wochenendhaus der Eltern von Julius fuhren, plötzlich zu Antigone. Wir hatten die Stadt und die Autobahn bereits hinter uns gelassen, fuhren zwischen abgeernteten Feldern dahin, immer hügelab und hügelab, die Hügelkuppen meist bewaldet, die Ortschaften weit voneinander entfernt.

Antigone betrachtete die regennasse Landschaft, ich musste mich auf die kurvenreiche Landstraße konzentrieren.

Die ganze Woche über war es wunderbar sonnig und frühherbstlich mild gewesen, und deshalb wollte ich das Wochenende unbedingt auf dem Land verbringen. Aber Julius wollte nicht mit mir hinausfahren. Er habe zu Schulbeginn viel Arbeit, eine Menge Papierkram warte auf ihn. »Nimm doch Antigone mit, damit du nicht so allein bist«, hatte er gesagt. Ich wäre lieber mit Julius gefahren, um faul im Liegestuhl in der Sonne liegen und lesen zu können und mich nicht ständig mit Antigone unterhalten zu müssen. Und ich hätte gerne in aller Ruhe mit Julius über die verschwundene Karola geredet. Heute frage ich mich, warum ich nicht einfach allein aufs Land gefahren bin, aber damals war ich nicht gern allein im stillen Wochenendhaus. Also rief ich Antigone an und sie freute sich über die Einladung.

Man könnte also sagen, dass alles die Schuld von Julius ist, denn hätte er nicht gesagt, ich solle doch Antigone mit ins Wochenendhaus nehmen, hätte ich ihr nie oder vielleicht erst Wochen oder gar Monate später vom Verschwinden Karolas erzählt, und alles wäre anders gekommen. Das hätte vor allem für Antigone alles geändert. Aber natürlich wäre dann auch mein Leben anders verlaufen und damit das Leben von Julius.

Als ich Anne das erzähle, lacht sie.

»Ohne Julius wäre also gar nichts passiert, obwohl Karola verschwunden ist«, sagt Anne.



»Ohne Julius«, antworte ich, »würde die Geschichte nur aus einem einzigen Satz bestehen: Eines Tages verschwand Karola. Antigone würde nicht vorkommen und niemand hätte Karola gesucht.«

»Das wäre schade«, sagt Anne, »aber wer weiß, was sich sonst ergeben hätte können, auch ohne Julius, denn es ist doch eine bemerkenswerte Tatsache, dass Karola verschwand.«

»Ja«, antworte ich, »wenn wir es als Tatsache annehmen, dann stimmt das. Dennoch ist eine Geschichte, die nur aus einem einzigen Satz besteht, keine richtige Geschichte.« Anne nickt dazu.

Am Freitagmorgen regnete es. Hätte ich Antigone nicht eingeladen, wäre ich in der Stadt bei Julius geblieben, aber Antigone störte das schlechte Wetter nicht. »Das macht nichts«, sagte sie, »ich bin trotzdem in Urlaubsstimmung und freue mich auf euer Haus.«

Das Haus liegt knapp zwei Autostunden von der Stadt entfernt am Rand eines Dorfes. Während die eingeschossigen Häuser im Dorf alle in einer Reihe links und einer Reihe rechts direkt entlang der Straße aneinandergebaut sind, steht dieses Haus etwas abseits in einem großen Garten am Ende des Dorfes. Ein Tierarzt hatte es in den Dreißigerjahren bauen lassen. Es musste natürlich das schönste Haus im Dorf und anders als alle anderen Häuser hier sein, daher ließ er ein einstöckiges Haus bauen, mit zwei Erkern zur Straße hin und einer großen, verglasten Veranda auf der Gartenseite. Die

Eltern von Julius hatten es in desolatem Zustand gekauft, da ging Julius gerade erst ins Gymnasium, und sein Vater hatte es im Laufe vieler Jahre renoviert und modernisiert. Aber als er in Pension ging, wollte er sein Leben nicht in einem abgelegenen Dorf verbringen, sondern die Welt sehen, und so reisten die Eltern von Julius durch alle Kontinente, während wir die Wochenenden und Julius einen Teil seiner langen Sommerferien im Dorf verbrachten.

Das Schönste an diesem Haus war für mich die verglaste Veranda mit den großen Korbsesseln. Und natürlich der große Garten mit dem kleinen Bach, der den Garten am unteren Ende begrenzte. Ich saß gern am Ufer des Baches und beobachtete die kleinen, fast durchsichtigen Fische. Alles an diesem Haus und am Garten war ruhig und idyllisch. Und ich liebte genau diese Ruhe und die Idylle auf dem Land.

Mit meinem beinahe ebenso ruhigen Leben war ich allerdings damals bereits rundherum unzufrieden. Alles erschien mir so vorhersehbar, ohne Abwechslung, ohne Herausforderungen. Langweilig mit einem Wort. Mein gesamtes Leben mit Julius war unbefriedigend, eben weil alles so geordnet und vorhersehbar war. Julius, Professor für Latein und Altgriechisch an einem sehr angesehenen Gymnasium, mit sicherem Einkommen, mit langen Ferien, ich als Lektorin in einem mittelgroßen Verlag ebenfalls mit gutem Gehalt, fixen Arbeitszeiten, fixen Urlauben. Dazu eine gemeinsame Eigentumswohnung, nett und praktisch eingerichtet, die Nutzung des Wochenendhauses, ein gutes Mittelklasseauto. Jedes Jahr in den Sommerferien eine dreiwöchige Urlaubsreise nach

Griechenland und in den Osterferien eine einwöchige Reise nach Italien. Und das alles mit der Aussicht, dass es so bleiben würde. Erst in der Pension, so dachte ich damals oft, würde sich mein Leben ändern, aber bis dorthin würde alles so bleiben, wie es war.

Und wäre Karola nicht verschwunden, so wäre vermutlich tatsächlich alles so geblieben.

Als ich Anne das erste Mal von diesem geordneten und langweiligen Leben mit Julius erzählte, konnte sie sich kaum vorstellen, dass ich einmal so gelebt hatte. Das passe so gar nicht zu mir, meinte Anne damals. Damit hatte sie natürlich völlig recht. Deshalb war meine Unzufriedenheit auch so groß, nur habe ich sie nicht gezeigt, ja meist gar nicht wirklich wahrhaben wollen, denn ich sah damals keine Alternative zu diesem Leben und war mir sicher, dass niemand, am allerwenigsten meine Eltern oder gar Julius, verstehen könnte, dass ich bei diesem doch guten Leben, das ich führte, unzufrieden sein könnte.

»Stell dir vor, eine Bekannte von mir ist einfach verschwunden«, sagte ich also vor fünfundzwanzig Jahren zu Antigone, die still neben mir im Auto saß und in die regenasse Landschaft blickte.

»Was heißt *einfach verschwunden*?«, fragte Antigone und wandte sich mir zu.

»Sie ist weg, und niemand weiß, was passiert ist«, antwortete ich.

»Erzähl!«, forderte Antigone, und ich erzählte.

Es war am späten Montagvormittag, als mich Karolas Mutter im Verlag anrief, um mich zu fragen, ob ich etwas von ihrer Tochter gehört hätte. Ich verneinte, sagte, dass mein letztes Telefongespräch mit Karola mindestens zwei Wochen zurückliege. Da erzählte Karolas Mutter, dass ihre Tochter seit Samstagnachmittag verschwunden sei.

Wie denn verschwunden, fragte ich, ohne Vorstellung davon, was dieses Wort in Zusammenhang mit Karola bedeuten sollte. Karola sei, so erzählte ihre Mutter, wie jeden Samstag bei ihr zum Mittagessen gewesen, sie hätten am frühen Nachmittag noch miteinander Kaffee getrunken und dazu Nusstorte gegessen, dann sei Karola in ihre Wohnung gefahren. Sie habe angerufen und gesagt, dass sie gut nach Hause gekommen sei und auch die halbe Nusstorte gut nach Hause gebracht habe. Das sei das Letzte gewesen, was sie von ihrer Tochter gehört habe. Karola rufe sonst jeden Tag an, aber am Sonntag habe sie nicht angerufen und sei auch nicht ans Telefon gegangen, als sie, die Mutter, versucht habe, die Tochter anzurufen. Da, so erzählte Karolas Mutter mit Verzweiflung in der Stimme, habe sie schon geahnt, dass mit ihrer Tochter etwas passiert sein müsse. Sie habe die ganze Nacht nicht schlafen können.

Ich hörte Karolas Mutter zu und wunderte mich über diese offenbar sehr enge Mutter-Tochter-Beziehung, von der ich nichts geahnt hatte. Dass ihr Vater früh gestorben war, als sie noch ein Kind gewesen sei, das hatte mir Karola irgendwann erzählt, aber ihre Mutter hatte sie nur manchmal eher nebenbei erwähnt.

Sie habe dann, erzählte Karolas Mutter am Telefon, am Morgen in der Rechtsanwaltskanzlei angerufen, in der Karola arbeitet, und dort erfahren, dass ihre Tochter nicht zur Arbeit erschienen sei. Daraufhin sei sie auf schnellstem Weg zu Karolas Wohnung gefahren, einen Schlüssel dafür habe sie. Die Wohnungstür sei ordnungsgemäß verschlossen gewesen, in der Wohnung alles ordentlich und aufgeräumt wie immer, nur Karolas Mantel, Schuhe und ihre Handtasche würden fehlen. Sonst habe sie keinerlei Hinweis auf den Verbleib Karolas gefunden.

Sie sei danach sofort ins nächste Polizeirevier gegangen und habe die Abgängigkeitsanzeige gemacht. Der Polizist habe zwar versprochen, dass man nach Karola suchen werde, dann aber gemeint, dass Karola mit vierzig Jahren doch erwachsen sei und eben ihrer eigenen Wege gehe und der Mutter vielleicht nicht alles erzähle. Aber das stimme nicht, sie, die Mutter, wisse über alles Bescheid, sie kenne ihre Tochter schließlich genau.

An dieser Stelle lachte Antigone. »Was sich Mütter so einbilden«, sagte sie und ich pflichtete ihr bei.

Karolas Mutter, so erzählte ich weiter, habe schließlich aus der Wohnung ihrer Tochter ein kleines, handgeschriebenes Telefonbüchlein geholt, um Karolas Freundinnen und Bekannte anzurufen und sie nach dem Verbleib ihrer Tochter zu fragen, so sei sie auch auf mich gekommen.

Das sei alles, was ich über Karolas Verschwinden wisse, sagte ich zu Antigone.

Ich sehe Antigone heute noch neben mir im Auto sitzen, als wäre es erst gestern gewesen, und ich weiß noch genau, dass ich zu diesem Zeitpunkt bereits bereute, ihr von Karolas Verschwinden erzählt zu haben. Warum habe ich Antigone hineingezogen in die Geschichte von Karola, die mir doch nie wichtig war, mit der ich nicht befreundet, höchstens bekannt war, deren Freundschaft ich nie gesucht hatte.

Bei dieser Fahrt hinaus ins Wochenendhaus habe ich es noch nicht wahrhaben wollen, aber heute weiß ich, dass meine Freundschaft mit Antigone zu diesem Zeitpunkt bei Weitem nicht mehr so eng war wie früher. Zu unterschiedlich war unser Leben verlaufen, seit wir die Schule und damit die Kleinstadt, in der wir beide aufgewachsen waren, verlassen hatten. Vor allem aber verstand ich Antigones Einstellung zum Leben nicht mehr und beneidete sie gleichzeitig um ihre große Freiheit. Sie wiederum beneidete mich um mein Leben.

Antigone und ich kannten uns bereits, bevor wir in die Schule gingen. Ich mit goldblonden Zöpfen, Antigone mit dunkelbraunen Zöpfen – fast alle kleinen Mädchen trugen damals Zöpfe oder Rossschwänze. Zwei Häuser mit ihren Gärten trennten uns, aber auf der großen Wiese hinter diesen Häusern trafen sich alle Kinder der Umgebung zum Spielen und natürlich waren auch Antigone und ich dabei. Im Sommer spielten wir Verstecken oder Räuber und Gendarm, im Winter bauten wir riesige Schneeburgen. Befreundet waren wir damals noch nicht, das kam erst in der Volksschule, wo Antigone und ich in dieselbe Klasse kamen. Und dann im

Gymnasium wurden wir echte Freundinnen, zusammengehörig, unzertrennlich geradezu. Die Freundschaft überdauerte die Matura, die Übersiedlung in die große Stadt, das Studium, große und kleine Lieben, Trennungen und was sonst noch alles zum Leben gehört.

Als Karola verschwand, hatte Antigone schon lange keine Zöpfe mehr, aber die Haare trug sie wieder lang, locker zu einem hohen Knoten aufgesteckt. »Wie Katharine Hepburn, ich wollte immer so aussehen wie sie, so schön und so elegant«, sagte Antigone. Aber ihre Haare waren dunkel und gelockt, der Knoten immer wirr und knapp vor dem Absturz, an Katharine Hepburn dachte niemand dabei. Antigone hatte auch keine schönen Kleider und keine eleganten Kostüme. Sie lief in alten Jeans oder kurzen Röcken herum, trug weite Pullis und flache Schuhe. Der hellbraune Dufflecoat für den Winter war abgenutzt, ein Hornknopf fehlte ihm, und man sah ihm die Jahre an.

Antigone sah man die Jahre nicht an. Kein Fältchen und der ewig jungmädchenhafte, schwungvolle Gang. Sie schien mir viel jünger zu sein als ich, obwohl wir gleich alt waren. Aber wir sprachen nie über unser Alter. Antigone blieb davon offensichtlich unberührt, und ich wollte darüber nicht reden, weil es mich ängstigte. Denn ich hatte damals schon Falten um den Mund und um die Augen, und es war nichts Jungmädchenhaftes mehr an mir.

Ich habe mich tatsächlich damals alt gefühlt mit meinen achtunddreißig Jahren. Das kommt mir heute selbst lächerlich vor, aber es stimmt. Und ich fühle mich jetzt

jugendlicher als damals, freier, selbstbestimmter. Auf jeden Fall aber bin ich heute zufriedener mit meinem Leben. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, in der Karola verschwand, so erscheint mir mein damaliges Leben vollkommen fremd und in gewisser Weise unvorstellbar. Als hätte ich damals das Leben einer anderen Frau geführt, die nicht ich war, und ich denke heute, dass ich in dieses Leben beinahe unbeabsichtigt hineingerutscht bin. Eines hatte das andere ergeben und plötzlich fand ich mich in einem Leben wieder, das nie meiner Wunschvorstellung entsprochen hatte, das ich mir auch für mich nie vorstellen hätte können.

Oft habe ich mich seither gefragt, an welchem Punkt meines Lebens ich auf diese Geleise geschlittert bin und wo ich anders entscheiden hätte müssen, um damals schon mein eigenes Leben führen zu können. Aber es ist nicht einfach, darauf eine Antwort zu finden. Ich könnte sagen, dass alles mit Julius begonnen hatte, diesem ordentlichen, anständigen Mann, der nicht wirklich meine große Liebe war, aber mit dem ich mich gut verstanden hatte, der zuverlässig war und mir ein Gefühl von großer Sicherheit vermittelt hatte. Er unterrichtete bereits und war glücklich mit seiner Arbeit, ich studierte noch Literaturwissenschaften, ohne zu wissen, was ich nach Abschluss dieses Studiums beruflich machen könnte. Aber schließlich war es Julius, der mir die Arbeit als Lektorin in einem Verlag vermittelte. Dieser Beruf war nicht wirklich mein Lebenstraum, obwohl so manche meiner Studienkollegen und -kolleginnen viel dafür gegeben hätten, eine fixe Ganztagsstellung als Lektor zu bekommen. Und



natürlich nahm ich die Stelle dankbar an, war froh, überhaupt Arbeit gefunden zu haben, die zwar kaum etwas mit Literatur, aber immerhin viel mit Büchern zu tun hatte und die mir für mein damaliges Alter ein recht ansehnliches Einkommen bescherte.

Aus Dankbarkeit gegenüber Julius, weil er mir diesen Arbeitsplatz organisiert hatte, wagte ich es nie, über meine Arbeit zu klagen oder ihm gar zu sagen, dass mich diese Arbeit nicht wirklich ausfüllen konnte. Dass es da etwas gab, das ich lieber gearbeitet hätte, spürte ich mehr, als ich es wusste oder artikulieren hätte können. Denn dazu waren meine Wünsche auch viel zu diffus. Ich wusste besser, was ich nicht wollte, als was ich gerne getan hätte.

Ich fühlte mich also damals so, als würde ich in einem falschen Leben stecken. Aber Antigone hatte einige Wochen vor Karolas Verschwinden zu mir gesagt: »Du hast doch alles, einen Beruf, der deinen Vorstellungen entspricht, du verdienst gut, hast einen Mann, der dich vergöttert und den du liebst, du hast eine große, schöne und moderne Wohnung, ein hübsches Wochenendhaus auf dem Land, keine Geldsorgen, bist rundherum abgesichert, alles hast du und trotzdem bist du unzufrieden – was willst du denn noch alles vom Leben haben?«

Heute begreife ich es besser, denn heute weiß ich, dass ich damals genau das Leben führte, das sich Antigone für sich wünschte, das ihr jedoch immer unerreichbarer erscheinen musste. Aber das gab sie mir gegenüber damals nie zu, und von selber bemerkte ich es nicht. Vielleicht weil es so gar

nicht zu der Antigone zu passen schien, die ich seit meiner Kindheit kannte.

»Wer Antigone heißt, muss für sein Leben gezeichnet sein«, sagt Anne und ich gebe ihr recht.

»Aber wer Rosa heißt, hat es deswegen nicht leichter«, füge ich hinzu.

»Das gilt auch für ein Mädchen und eine Frau, die Anne heißt«, sagt Anne.

»Gezeichnet oder nicht«, sage ich zu Anne, »Antigone fiel immer auf, hob sich immer ab, während Rosa oder Anne in der Menge aufgehen können, unauffällig bleiben, weniger Fragen beantworten müssen und sich im Leben unabhängig von ihrem Vornamen eine eigene Identität schaffen können.«

Wer Antigone heißt, nimmt das Verschwinden von Karola daher nicht einfach hin, sondern fragt und sucht nach Gründen.

## **Ende der Leseprobe.**

Im Handel, oder online erhältlich.